

TAGUNGSBERICHT

Formen der Erinnerungspflege nach Kriegs- und Gewalterfahrung



10. SEPTEMBER 2021

RAPRED-GIRUBUNTU

Schusterstraße 9, 79098 Freiburg / www.rapred-girubuntu.org

Formen der Erinnerungspflege nach Kriegs- und Gewalterfahrung

Ein Seminar von RAPRED-Girubuntu e.V. in Kooperation mit dem Lehrstuhl Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit der Universität Freiburg und der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde im Rahmen der Girubuntu Peace Academy (GPA)

Von Stefan P. Teppert

Die Region der Großen Seen in Afrika hat unter einer schmerzvollen Vergangenheit zu leiden. Besonders die postkoloniale Geschichte Ruandas und Burundis ist gezeichnet von Bürgerkriegen, Gräueltaten und Völkermord, die nie vollständig aufgegriffen und verarbeitet wurden. Zum dritten Mal widmete sich eine Tagung in der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg am 10. September 2021 im erkenntnisfördernden Dialog zwischen Afrika und Europa den Zielen, durch Austausch verschiedener Erfahrungen und Expert:innen auch hinsichtlich der Geschichte unserer Kolonialpolitik eine Basis für ein besseres gegenseitiges Verstehen und ein versöhntes Miteinander zu schaffen. Die Bewusstseinsbildung und der Dialog der Teilnehmer:innen fördern Frieden und Versöhnung und Formen und Foren der Erinnerung zeigen so Wege zu nachhaltigem Frieden auf.



Pater Dr. Déogratias Maruhukiro, Gründer von RAPRED-Girubuntu e.V., der die hybride Tagung geleitet und selbst zum Thema Frieden und Versöhnung in Burundi geforscht und publiziert hat, konnte elf persönlich anwesende und 29 online zugeschaltete Teilnehmer:innen in Afrika und Europa begrüßen, die über Kopfhörer alle Beiträge simultan ins Französische oder ins Deutsche

übersetzt verfolgen konnten. Er hat daran erinnert, dass diese Tagung den Abschluss einer Reihe von drei Seminaren zum Thema "Erinnerung" bildet. Diese Tagungen, bei denen er für die Koordination verantwortlich war, begannen letztes Jahr in Deutschland und wurden in der Region der Großen Seen - speziell in Burundi, Ruanda und der Demokratischen Republik Kongo - fortgesetzt. Er dankte in diesem Zusammenhang für die gute Zusammenarbeit verschiedener Universitäten in dieser Region und insbesondere für die finanzielle Unterstützung durch die Stiftung Entwicklungs-Zusammenarbeit Baden-Württemberg (SEZ) und der Deutschen Bischofskonferenz durch den Verein Ackermann-Gemeinde. Zwei Studentinnen von der Freiburger Universität hatten sich der Herausforderung des Dolmetschens gestellt. Auch ihnen galt Maruhukiros Dank.



Der Direktor des Lehrstuhls für Caritaswissenschaft und christliche Sozialarbeit der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, *Prof. Dr. Klaus Baumann*, führte in das Thema ein. In Deutschland spreche man von der Notwendigkeit einer lebendigen Erinnerungskultur, die nicht zulässt, dass ein Schluss-Strich gezogen wird. Denn wer die Erinnerung an Gewalt unterdrückt, erzeuge neues Unrecht und Leiden. Wenn diese Tagung Formen des Erinnerns in die Mitte der Reflexion und des Diskurses stellt, begleite sie auch der Schatten von Formen des Vergessens, denn beide seien dynamisch miteinander verbunden. Baumann zitierte das Wort des jüdischen Talmudes „Erinnern ist das Geheimnis der Erlösung“ und führte die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem an, wo die Namen der Opfer der Shoa gesammelt,

dokumentiert und in Erinnerung gehalten werden. Weder unter Menschen noch vor Gott sollen sie vergessen werden. Auch im Zentrum der christlichen Rituale stehe das Gedächtnis des Leidens, des Todes und der Auferstehung. Das gemeinsame Essen und Trinken weise aus der Erinnerung der Vergangenheit über die Gegenwart hinaus in eine Praxis für die Zukunft, die als Befreiung, Gerechtigkeit, Friede und Versöhnung wie ein Vorgeschmack anbricht und voll Zuversicht auf ihre Vollendung in der Zukunft Gottes vertraut. Menschen, Gruppen und Gesellschaften müssten demgemäß nicht unselig in den Lasten und der Schuld der Vergangenheit stecken bleiben. Erinnerung kann der befreienden Versöhnung, der Erlösung dienen.



„Von dem, was bleibt“ war der Titel des Referats von *Prof. Dr. Stephan Winter*, der zum Sommersemester 2020 den Ruf auf die Professur für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen angenommen hat. Winter, online zugeschaltet, begann seine „ritualtheoretischen und liturgiewissenschaftlichen Anmerkungen zu Formen kollektiven Gedenkens“ mit einer Interpretation des Gedichts „Was bleibt?“ von Erich Fried. Gegen Ende des eigenen Lebensweges, angesichts abnehmender Kräfte und aufsteigender Erinnerungen an die eigene individuelle und die große Weltgeschichte, postuliert der Dichter, dass die ganze Welt bleiben soll, mündet aber in der bangen Frage „Oder bleibt nichts?“ Auch Kollektive verschiedenster

Zusammensetzung haben, so Winter, in ihrer Entwicklung Stationen, an denen sie sich in organisierten Formen ihrer Herkunft mit Blick auf die Zukunft vergewissern. Winter konzentrierte sich auf solche Formen kollektiven Erinnerns, die rituell gefasst sind und es im Idealfall ermöglichen, die Biografien der individuell Beteiligten und die der jeweiligen sozialen Gruppe zusammenzuführen. In einem ersten Schritt nannte er drei Beispiele für kollektives, rituell geprägtes Gedenken: 1. Ketj Koti, das niederländische Gedenken der Abschaffung der Sklaverei 1863 in der Kolonie Surinam; 2. die seit 1949 durchgeführte Vertriebenenwallfahrt zum Schönenberg bei Ellwangen im Wandel der Zeit; 3. das Gedenken für die Corona-Toten am 18. April 2021. Als Merkmale rituellen Gedenkens arbeitete Winter heraus: Inszenatorisch aufgeladene Aufführungen in außeralltäglichen Situationen stärken die wechselseitige Solidarität. Mit normativer Dynamik bilden Rituale kollektive Identitäten, indem sie Werte, Normen und Regeln einer Gemeinschaft begründen. Die Symbolik der Rituale muss kollektive Werte und Bezüge verkörpern, um nachvollziehbar zu sein, ihre Wiederholbarkeit wird durch kollektive Intentionalität gesichert. Schließlich benötigt geteilte Symbolik geteilte Geschichte bzw. Geschichten. Abschließend nahm Winter biblisch begründetes rituelles Gedenken in den Blick. Nicht der Mensch stifte Erinnerung allein und

aus eigener Kraft, sondern primär die durch Gottes Treue gestiftete Gegenwart seiner eigenen vergangenen Großtaten. Aus der Ungewissheit, ob am Ende vielleicht nichts bleibt, kommen wir nicht heraus, endete Winter.



Athanase Karayenga, der aus Frankreich zugeschaltet war, formuliert für seinen Vortrag “Bigabiro- und Bitabo-Bäume: Symbole für Macht, Gerechtigkeit und religiöse Verehrung in der burundischen Tradition” zu Beginn den Titel der Tagung um und spricht von der “Wiederherstellung der Erinnerung nach Erfahrungen von Krieg und Gewalt”, weil im Fall von Burundi Kriege und Gewalt die direkte Folge der Zerstörung von Erinnerung seien. Verschiedene Wege der Reflexion über die Konzepte, Orte, Objekte, Feste und Heiligtümer, die die wichtigsten Elemente des Gedächtnisses des burundischen Volkes darstellen, wurden in der

Präsentation erkundet. Dieses Gedächtnis umfasse auch moralische, religiöse, rechtliche, soziale und kulturelle Werte und - unter Bezugnahme auf die Solidarität schaffende Kraft rituellen Gedenkens - könne es sich unter anderem in der Pflanzung von Bäumen manifestieren, so Karayenga. Er nannte zudem Elemente der ursprünglich monotheistischen burundischen Erinnerungskultur, die aber zusammen mit vielen Gebräuchen und Kulturtechniken heute in Vergessenheit geraten seien, weil die einstigen Clan-Gesellschaften (Hutu, Tutsi, Twa), die aber ein Volk mit einer Sprache bilden und eine Geschichte und Kultur teilen, gezwungen wurden, ihre eigene Kultur zu verleugnen und sich mit den missionierenden Kolonialisten zu identifizieren, die so zur Untergrabung der burundischen Gesellschaft beitrugen. Konsequenz aus der zerstörten Erinnerung seien viele Ungerechtigkeiten, u. a. eine brutale Militarisierung der Gesellschaft und zahlreiche, meist ungeahndet gebliebene Kriegsverbrechen. Zuletzt fragte Herr Karayenga: Wie kann ein verletztes und zerstörtes Gedächtnis wieder hergestellt werden? Wie soll man die alten Werte wieder aktivieren?



Mag. Elizaveta Getta vom Institut der Translationswissenschaft an der Prager Karls-Universität lieferte online zugeschaltet als Frucht ihrer Masterarbeit einen Beitrag über “Interkulturelle Kommunikation in Namibia und Tansania während der Kolonialzeit”. Mit der Gründung der deutschen Kolonie Namibia 1884 sei ein Bedarf an effizienter Kommunikationsvermittlung zwischen den Deutschen und der lokalen Bevölkerung entstanden. Die ersten Bestrebungen der Kolonialverwaltung, beiden Seiten entsprechende Sprachkenntnisse zu vermitteln oder eine Lingua franca einzuführen, seien aus kulturellen, finanziellen sowie zeitlichen Gründen gescheitert. In vielen Fällen verlief die Kommunikation indirekt mit Hilfe von Dolmetscher:innen, deren Einsatz vor allem im Bereich der

Justiz, Religion und Diplomatie unvermeidlich war, aber auch zu zahlreichen Missverständnissen führte. Im Unterschied zu Deutsch-Südwestafrika strebten die Deutschen in Deutsch-Ostafrika (damals Tansania, Burundi und Ruanda, 1885 bis 1915 deutsche Kolonie) keine Germanisierung der lokalen Bevölkerung an, weil es dort schon zuvor mit dem Swahili eine Verkehrssprache unter den zahlreichen Ethnien gab und das Dolmetschen in arabischer Sprache, bedingt durch die enge Kooperation mit dem Sultanat Sansibar, stark vertreten war. Besondere Aufmerksamkeit widmete Getta dem Sprachunterricht, der

Missionstätigkeit, der Sprachforschung sowie dem Übersetzen und Dolmetschen in beiden deutschen Kolonien. Spuren der deutschen Kultur in Namibia sind bis heute sichtbar in Architektur, Kultur, Wissenschaft, Fernsehen und Presse. Bis 1990 war Deutsch eine der drei Amtssprachen. Heute herrsche eine Tendenz, alles Deutsche zu beseitigen und die deutsche Minderheit in ihr Ursprungsland abzuschieben angesichts unerfüllter Entschädigungsansprüche wegen „Völkermordes“ an den Herero und Nama.



Prof. Dr. Michael Prosser-Schell, außerplanmäßiger Professor an der Universität Freiburg und Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa in Freiburg, beschäftigte sich mit den Wallfahrten der Vertriebenen in der BRD von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis heute. In einem weitgehend zerstörten Land hätten sie ein überwältigendes Gemeinschaftsgefühl und damit auch einen Beitrag zur Aufwärtsentwicklung möglich gemacht. Bei der heute noch stattfindenden donauschwäbischen Gelöbniswallfahrt nach Altötting sowie der Vertriebenenwallfahrt auf den Schönenberg bei Ellwangen werden, so Prosser-Schell, demonstrativ auch politisch Zeichen der Verständigung und Versöhnung gesetzt, so etwa wenn ein gemischter Jugendchor aus Novi

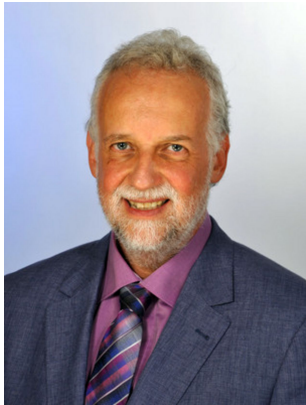
Sad oder der Bischof von Zrenjanin Laszlo Nemet eingeladen werden oder wenn Gedenkstätten auf dem Gelände der Vernichtungslager für die Deutschen Jugoslawiens etwa in Rudolfsgnad, Gakowa, Jarek, Mitrowitz und Molidorf eingerichtet werden dürfen. Die Politik unterstütze die Erinnerungskultur der Heimatvertriebenen und werde darin von Ländern wie Frankreich beneidet, auch deshalb, weil die Heimatvertriebenen unverzüglich wieder Verbindungen zu ihren alten Herkunftsgebieten und Heimatstaaten herstellten und sich so als kompetente Brückenbauer erwiesen. Heute könne man die Wallfahrten der Vertriebenen auch ohne religiösen Hintergrund, nur um der politischen Signalwirkung willen besuchen. Fraglich sei allerdings, ob sie auch in Zukunft, ohne Erlebnisgeneration, weiterhin als Gemeinschaft konstituierendes Gefäß dienen können.



Die Volkskundlerin, *Dr. Elisabeth Fendl*, Gründungsbeauftragte für das Sudetendeutsche Museum München, hat sich eigens mit der Erinnerungskultur der Heimatvertriebenen, ihren materiellen Kulturen und ihren Museen befasst. Indem im Museum Heimat inszeniert und so zugleich eine Bilanz des Verlustes gezogen wird, werde es zum Ort der Mahnung und Erinnerung. Live zugeschaltet nannte Fendl

etliche Museen konkret, etwa die sudetendeutschen in Neualbenreuth und Waldsassen und das donauschwäbische der Parabutscher in Bad Schönborn. Nur ihr symbolischer Wert schütze die aus der alten Heimat geretteten Gegenstände vor dem Wegwerfen. Aus Relikten werden so Reliquien, die als ideelle Werte das ehemalige Leben der Heimatvertriebenen vergegenwärtigen und vermitteln sollen. Auf der anderen Seite sei das Museum ein Auffangbecken für an Bedeutung verlierende Heimatandenken. Dennoch seien Heimatsammlungen Orte, an denen auf vielfältige Weise Heimat festgehalten, fassbar gemacht und verhandelt wurde, selbst wenn sie nur sehr bedingt aussagekräftige Quellen bieten und Dokumente nur rudimentär vorhanden sind oder ganz fehlen. Dies sei nicht zuletzt

ein Ausdruck der westdeutschen Nachkriegsgeschichte und Teil unseres kulturellen Erbes, der nicht ganz sterben dürfe, weil Erinnerung eine kontinuierliche, unabschließbare Aufgabe ist.



Prof. Dr. Reinhold Boschki, seit 2015 ordentlicher Professor und Leiter der Abteilung Religionspädagogik, Kerygmata und kirchlichen Erwachsenenbildung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, war ebenfalls online dabei und sprach über die Bedeutung von Erinnerung für Erziehung und Bildung am Beispiel des Gedenkens an die Shoa. Unsere familiäre Sozialisation und Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe prägen unsere Identität auch als Erinnerungsträger. Deshalb sei Erinnerung immer emotional eingebettet. Neben einem Unbehagen an der herrschenden Erinnerungskultur gebe es ein kritisches Hinterfragen starrer Erinnerungsstrukturen. Problematisch könne die Ritualisierung und die Konzentration auf die eigene Gruppe sein.

Boschki nannte den Überlebenden des Holocaust Elli Wiesel (1928–2016) als herausragenden Exponenten lebenslänglicher Erinnerungspflege im Beruf des Schriftstellers, Hochschullehrers und Publizisten sowie den katholischen Theologen Johann Baptist Metz (1928–2019), der die jüdisch-christliche Religion in ihrem von der Erinnerung an Leidensgeschichte (*Memoria passionis*) geprägten Wesen beschrieb, die auch eine leidensensible Theologie verlange. Jede Erinnerungskultur weise zwei entgegengesetzte, aber gleichermaßen zu beachtende Zentralaspekte auf: das zwecklose Gedenken der Opfer und die Erinnerung um der Zukunft willen. Die Spannung zwischen diesen Polen müsse im Gleichgewicht bleiben. Entscheidend für die Gegenwart in der pluralen Gesellschaft sei ein Dialog mit innovativen Formen des Erinnerns zwischen den Erinnerungskulturen einzelner sozialer, ethnischer, nationaler und religiöser Gruppen mit ihren unterschiedlichen Zugängen. Denn längst habe der Kampf um die europäische Erinnerung begonnen.



Prof. Dr. Rainer Bendel leitete die folgende Podiumsdiskussion mit grundsätzlichen Gedanken zum Thema ein. Der Projektleiter der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO), Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Universität Hohenheim und Vorsitzender des Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa hatte das Programm wieder konzipiert und als Kooperationsveranstaltung ermöglicht. Eine zunehmende Gewaltbereitschaft in vielen Gesellschaften deute, so Bendel, auf einen Mangel an Aufarbeitung, ein Verdrängen der Aufgabe. Die Kraft, auf Wunden zu schauen, bedürfe einer Atmosphäre der Stabilität im Umfeld, eines

Wohlbollens, das nicht mit Schönreden verwechselt werden darf. Im Wissen darum, wie umkämpft Erinnerung sein kann, gelte es, die Gefahr ihrer Instrumentalisierung, nicht zuletzt auch zwischen den Staaten, zu bekämpfen. Wir wissen auch um die therapeutische Funktion der Erinnerung: Wunden können nicht ungeschehen gemacht werden, aber sie können heilen, vernarben. Narben, die zu Sensoren werden. Ein großes Potenzial, sich dem Thema Schuld und Vergebung zu nähern, und eine Kompetenz, Erinnerungskultur zu gestalten, liege in der christlichen Botschaft. Es stelle sich aber die Frage, wie diese Erfahrung in andere Kulturen übersetzt, auf folgende Generationen übertragen und in den sozialen Medien gestaltet werden kann. Religion und Kultur seien sinnstiftende Räume, denen es durch Deutung und Begleitung gelingt, Menschen über ethnische und nationale Grenzen hinweg beziehungsfähig zu machen. Ohne Auseinandersetzung mit der Erinnerung gibt es jedenfalls keine positive

Identität, kommen wir nicht aus der Spirale der Destruktion heraus, so Bendel. Er fragte, wie die Überlegungen dieser Tagung fruchtbar gemacht werden können für eine europäische und afrikanische Öffentlichkeit. Da Erinnerung an Erfahrungsgemeinschaften geknüpft ist, müssen sie einen Raum der Akzeptanz, konkretisiert an zentralen und lokalen Erinnerungsorten, finden, wo sie zelebriert werden können. Nach einer noch zu leistenden Auswertung können die Erfahrungen der Vertriebenen und der kirchlichen Vertriebenenarbeit nach Bendels Ansicht für heutige Konfliktfelder fruchtbar gemacht werden.



Aline Ndenzako gründete 2017 in Paris zusammen mit Beate Klarsfeld die Vereinigung „Mémoires communes, Avenir commun“ (Gemeinsame Erinnerung, gemeinsame Zukunft), eine Plattform der burundischen Opposition im Exil, die sich zum Ziel gesetzt hat, die interethnischen Konflikte zu beenden. Damit eines Tages Gerechtigkeit geschehen kann, werden nach dem Vorbild der Opfer der Shoa die Namen der Toten und Vermissten gesammelt. Die Enkelin des ehemaligen Königs von Burundi, Mwambutsa IV., wurde schon früh auf die Ungerechtigkeit aufmerksam, die ihre Familie zu erdulden hatte; ihre beiden Onkel etwa wurden ermordet, einer davon ein Held im Kampf gegen das koloniale Joch. Als Angehörige der Aristokratie und einer vierten ethnischen Gruppe neben den Twas, Hutus und

Tutsis hat Aline Ndenzako einen neutralen Status, der es ihr ermöglicht, die Vorurteile zwischen den Gruppen abzubauen und nach Eintracht zu streben. In ihrem Vortrag dankte sie für die Einladung und das zur Verfügung gestellte Fachwissen. Ihrer Auffassung nach sind die Mechanismen, die zum Völkermord führen, überall dieselben, unabhängig von Kultur, Bildungsstand und dem sozialen Niveau. Sie erzählte, wie sie als 12-Jährige vom Verschwinden einzelner Gruppen von Hutus und Tutsis erfuhr, von deren Existenz sie nie zuvor etwas gehört hatte. Die Schaffung von Gedenkstätten mit Unterstützung von Wissenschaftlern ist für sie notwendiger denn je, um bei der Entwicklung von Inhalten zum Gedenken an die Opfer dieser Gewalt und die Reflexion darüber, aber auch mit Handlungsempfehlungen zu helfen.

Weitere Aspekte lieferte die anschließende Diskussion: Das wechselseitige Erzählen zwischen Täter:innen und Opfern sei wichtig und heilsam. Daraus seien schon langfristige Beziehungen entstanden. – Für Gespräche auf Augenhöhe, um ein Eingeständnis der Schuld und die Möglichkeit der Vergebung zu erwirken, biete Religion die geeignete Basis. – Es sei eine Daueraufgabe für die Zukunft, junge Leute aus den Gruppen der Täter:innen und der Opfer in Reden, Spielen und Veranstaltungen zu vereinen, damit sie merken, dass wir alle nur Menschen sind. – Heimatstuben seien weiterhin wichtig als Stätten der Erinnerung, selbst wenn Expert:innen die Rolle der Erlebnisgeneration als Erzähler:innen übernehmen müssen. Heimatstuben wurden sogar schon nach Tschechien transloziert und schaffen dort neue Zugänge für die Erinnerung. – Man dürfe nicht vergessen, wie lange es in Deutschland gedauert hat, bis eine offene Auseinandersetzung über den Holocaust möglich wurde. Daher: Geduld als wichtige Zugabe, abhängig von der politischen Situation. – Neben Museen und Denkmälern seien in der Alltagskultur auch Stolpersteine erstaunlich effizient, so etwa auch für die Gewaltopfer der Militärdiktaturen in Argentinien und Chile.